

Der Kopf des Varus und die Konditionalsätze: Über eine Schlacht, die die Weltgeschichte nicht veränderte

Vor 2000 Jahren, im September des Jahres 9 nach Christus, erlitt der römische Feldherr Quinctilius Varus im Teutoburger Wald eine verheerende Niederlage gegen den Cheruskerfürsten Arminius. Aus Anlass dieses Jubiläums gibt es aktuell einen ungeheuren Ausstoß an Büchern, Artikeln und TV-Dokus zum Thema Varusschlacht. Dabei wird die Dramatik der Kämpfe selber herausgestellt, doch ebenso wichtig ist die Stilisierung der Schlacht zu einem zentralen Wendepunkt der Weltgeschichte: *Eine der schwersten römischen Niederlagen überhaupt! Drei ganze Legionen sind untergegangen! Mit allen Hilfstruppen! Eine gigantische Katastrophe! Und anschließend blieb den Römern nichts anderes übrig, als sich angstschlotternd über den Rhein zurückzuziehen, um nie wieder einen Fuß auf germanischen Boden zu setzen. Wirklich?*

Stephan Berry

Einige grundlegende Fakten sind vollkommen unstrittig: Dies betrifft zunächst die Höhe der Verluste und die davon ausgehende unmittelbare Schockwirkung. Die Nummern der drei untergegangenen Legionen 17, 18 und 19 galten fortan als Unglücksnummern und wurden nie wieder an neu aufgestellte Einheiten vergeben. Auch ist klar, dass seitdem keine Pläne mehr verfolgt werden, das „freie Germanien“ zwischen Rhein und Elbe als Provinz fest in das Römische Reich einzugliedern.

Aber auch die Bedeutung einer wirklich wichtigen Schlacht kann man übertreiben. Speziell in deutschen Medien besteht die Tendenz, die Varusniederlage zum alles entscheidenden Wendepunkt in den römisch-germanischen Beziehungen aufzubauchen, und um solche welthistorischen Deutungsmuster soll es im Folgenden in erster Linie gehen.

Die öffentliche Wahrnehmung dieser Schlacht ist dabei ganz wesentlich durch ideologisch aufgeladene Klischees bestimmt. Im neunzehnten Jahrhundert war Arminius, falsch eingedeutscht zu „Hermann“, eine wichtige Identifikationsfigur für den aufkeimenden Nationalismus. Und die Römer, die er mit seinen altgermanisch-kernigen Mannen so triumphal besiegt hatte, standen als wirkungsvolle Chiffre für den Erbfeind Frankreich, der immer wieder über den Rhein kam, um sich deutsches Territorium unter

seinen welschen Nagel zu reißen. Die Napoleonischen Kriege blieben das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch im deutschen Bewusstsein präsent, und die Heldentat des Arminius-Hermann erschien quasi als fernes Präludium zu diesem Schicksalskampf des deutschen Volkes.

Nach 1945 spielt Frankreich als perfider Erbfeind jenseits des Rheins keine große Rolle mehr, und die Begeisterung für heldisches, altgermanisches Mannestum steht auch nicht mehr weit oben auf der Tagesordnung. Interessant ist nun, wie trotz aller weltanschaulichen Umbrüche die klischeehafte Wahrnehmung mit geringfügigen Anpassungen fortbestehen kann: Die unbeugsamen Germanen in ihren finsternen Wäldern stehen nun symbolisch für die unterdrückten Völker der Dritten Welt im antikolonialen und antiimperialen Freiheitskampf. Und die Römer haben ihre Funktion als Chiffre für *Frankreich* abgelegt, nur um desto eindringlicher die Hybris des *US-Imperialismus* zu symbolisieren, wahlweise auch die Verworfenheit der gesamten westlichen Zivilisation überhaupt. Richard Herzinger und Hannes Stein haben in ihrem Buch „Endzeit-Propheten oder Die Offensive der Antiwester“ sehr klar herausgearbeitet, wie ein Hass auf „Rom“ bei rechten und linken Ideologen gleichermaßen einhergeht mit antiamerikanischen Vorurteilen und einer Ablehnung der westlichen Werte insgesamt.

Was nun die historischen Ereignisse im Teutoburger Wald vor 2000 Jahren angeht, so ist bereits die Deutung der unmittelbaren Folgen oft verkürzt und lässt wesentliche Fakten außer acht. Die Römer, so hört und liest man immer wieder, haben nach dieser schweren Niederlage erkannt, dass sie die Germanen in den unzugänglichen Wäldern einfach nicht besiegen konnten, und deshalb haben sie *Germania libera* rechts des Rheins komplett aufgegeben und sich nie wieder über den Fluss getraut. Tatsache ist aber, dass die Römer auch nach 9 n.Chr. das rechte Rheinufer als ihre Einflusszone betrachteten, in der es den Germanen verboten war, sich anzusiedeln. Um das sicherzustellen und ebenso, um über die Geschehnisse rechts des Rheins auf dem Laufenden zu bleiben, gab es regelmäßige Patrouillen der römischen Armee. Der heutige Stadtteil Köln-Deutz geht auf das Kastell Divitia zurück, das unter Constantin als befestigter Brückenkopf angelegt wurde, um die römische Kontrolle des „germanischen“ Rheinufers zu erleichtern. Daneben wurden punktuell auch größere Strafexpeditionen tief in germanisches Gebiet unternommen. Offensichtlich wussten die Römer gar nicht, dass sich die Germanen für sie als unbesiegbar erwiesen hatten. Germanicus, Neffe und Adoptivsohn von Kaiser Tiberius, führte zum Beispiel in den Jahren 14 bis 16 n.Chr. solche Operationen durch. Erst im vergangenen Jahr hat man bei Kalefeld am Westrand des Harzes die Spuren eines Kampfes zwischen Römern und Germanen um 200 n.Chr. lokalisiert – die antiken Historiker berichten nichts über das Ereignis, das für sie als kleinere Episode offensichtlich nicht erwähnenswert war.

Ein grundsätzliches Problem bei modernen Bewertungen ist dabei häufig die vermeintliche Alternative, wonach das germanische Territorium entweder fest in die Verwaltung des Römischen Reiches eingegliedert werden sollte, oder aber – nach dem Scheitern dieser Pläne – *komplett aufgegeben* wurde. Solch eine alles-oder-nichts-Sicht überträgt modernes Denken auf antike Verhältnisse, denn ein moderner Staat ist durch ein klar abgegrenztes Territorium definiert, durch eine scharfe Demarkationslinie. Für Rom (und andere Großreiche der Antike) sind aber unscharfe Ränder, breite Grenzzonen mit allmählich abnehmendem Einfluss, charakteristisch. Neben der unmittelbaren Herrschaft haben die Römer in großem Umfang auf verbündete

Stämme und Staaten im Vorfeld des eigenen Gebietes zurückgegriffen. Modern spricht man von Klientelkönigreichen; der Begriff, den die Römer selbst verwendeten, ist unbekannt. Solche Klientelstaaten waren wichtige Pufferzonen gegen Angriffe von außen, was sich für die jeweiligen Herrscher oft in Form römischer Hilfgelder bezahlt machte. Sie mussten im Gegenzug die römische Oberhoheit anerkennen und gehörten nach römischer Auffassung zum Imperium, doch eben ohne dass die Verwaltungsstruktur der Provinzen auf diese Gebiete übertragen wurde.

Die Römer gingen dabei in der Regel pragmatisch vor und wogen die Vor- und Nachteile von direkter und indirekter Herrschaft gegeneinander ab. Wenn lokale Dynastien ausstarben oder sich als unzuverlässig erwiesen, konnte ihr Gebiet direkter Kontrolle unterstellt werden. Umgekehrt kam es aber auch vor, dass ehemals römische Gebiete wieder in die beschränkte Autonomie entlassen wurden. Im Fall Germaniens wurde das südwestdeutsche Gebiet zwischen den Oberläufen von Rhein und Donau als wichtig angesehen, weil hier die kürzestmöglichen Verbindungswege zwischen den obergermanischen und rätischen Grenzabschnitten verliefen. Deshalb wurde hier im Verlauf von rund 200 Jahren die Grenze immer tiefer nach Nordosten auf rechtsrheinisches Territorium vorgeschoben, um schließlich im dritten Jahrhundert doch wieder auf die Rhein-Donau-Linie zurückverlegt zu werden. In den übrigen germanischen Gebieten hingegen sah man nach 9 n.Chr. die Anbindung von Klientelkönigen offensichtlich als ausreichend – und vor allem billiger – an.

Zu diesen Fürsten gehörte auch der Markomanne Marbod, dem Arminius den abgeschlagenen Kopf des Varus schickte in der Hoffnung, ihn zum offenen Kampf gegen Rom anstacheln zu können. Marbod lehnte die Offerte jedoch dankend ab, leitete den Kopf nach Rom weiter zwecks ehrenvoller Bestattung, und verfolgte weiterhin einen Kurs des Ausgleichs mit den Römern. Ganz offensichtlich hat Marbod die Bedeutung von Varus' Niederlage nüchterner eingeschätzt als manch moderner Journalist und das Römische Reich keineswegs schon auf den Knien gesehen.

Übrigens betrifft diese fortdauernde Anbindung des freien Germanien an Rom nicht nur den politischen und militärischen Bereich, son-

dern auch den wirtschaftlichen Austausch. Das ist im Prinzip schon lange bekannt, aber neuere Funde aus der Gegend um Soest haben diese Kontinuität noch einmal eindrucksvoll im konkreten Fall aufgezeigt: Der Archäologe Ingo Pfeffer berichtete kürzlich über den Nachweis einer umfangreichen Bleiverarbeitung im ersten Jahrhundert (*Archäologie in Deutschland*, 1/2009, S. 8-12). Gewonnen wurde das Blei wohl nicht weit entfernt, im nördlichen Sauerland um Brilon. Bemerkenswert ist, dass die Bleiverarbeitung erst mit Beginn der römischen Präsenz beginnt und in der Folge das ganze erste Jahrhundert hindurch anhält. Nun lässt sich aber ein regionaler *innergermanischer* Markt für das Blei überhaupt nicht nachweisen und es liegt nahe, dass das Metall römische Abnehmer hatte – eine Handelsbeziehung, die also weit über das Jahr 9 und den Abzug des römischen Militärs hinaus bestand.

Doch was wäre denn nun, wenn Varus tatsächlich die Schlacht gegen Arminius gewonnen hätte? Die Vorstellung vom Teutoburger Wald als Wendepunkt der Weltgeschichte speist sich zentral aus Überlegungen zu einem alternativen Verlauf, den die Geschichte der Germanen und Römer dann angeblich hätte nehmen können. In einem trivialen Sinn ist das ganz sicher richtig: Prinzipiell jede Abweichung, egal in welchem Detail, von der verwirklichten Geschichte hätte einen *anderen* Ablauf bedeutet. Doch es ist ja etwas anderes gemeint. Es wird impliziert, die großen Leitlinien der Geschichte hätten sich grundsätzlich geändert, wenn Arminius von Varus besiegt worden wäre statt umgekehrt. Solchen Behauptungen liegt meist ein Gedankengang wie der folgende zugrunde: Wenn den Römern die Eroberung des Raumes bis zur Elbe dauerhaft geglückt wäre, dann wären auch die Germanen über kurz oder lang romanisiert worden, dann hätten sie dem Imperium nicht als feindliche Horden gegenübergestanden, dann wäre es nicht zur Völkerwanderung und zum Untergang des Römischen Reiches gekommen und dann hätte wäre würde usw. Begibt man sich einmal auf diesen Pfad, kann man im Prinzip ohne Ende weiter spekulieren: Dann hätten vielleicht eines Tages die Römer sogar Amerika entdeckt und der Atlantik wäre heute ein römisches Binnenmeer, so wie das Mittelmeer in der Antike.

Solche was-wäre-wenn-Spekulationen üben auf viele Leute einen unwiderstehlichen Reiz aus. Fachleute sprechen von *kontrafaktischen Konditionalsätzen*, wobei ein Konditionalsatz eine wenn-dann-Implikation ist; *kontrafaktisch* bezieht sich darauf, dass die Voraussetzungen dieser Implikation eben in der realen Welt nicht zutreffen, also hypothetisch sind. Kontrafaktische Konditionalsätze sind auch unter Historikern recht beliebt und dienen häufig als Hilfsmittel in der Argumentation. Naturgemäß bleiben derartige Überlegungen immer unbeweisbar. Man kann eben nicht die Bedingungen des Jahres 9 noch einmal exakt nachstellen, Varus siegen lassen und dann beobachten, was in den folgenden 2000 Jahren passiert. Die grundsätzliche Unbeweisbarkeit macht solche Überlegungen nicht vollkommen wertlos. Sie können trotzdem als Denkwerkzeuge gute Dienste leisten, um bestimmte Probleme näher zu untersuchen. Das ist analog zur Rolle von Modellen in den Naturwissenschaften, die auch als nützliche geistige Werk- und Spielzeuge dienen können, ohne immer streng überprüfbar zu sein. Ein kosmologisches Modell vom Ursprung des Universums bleibt in dem Sinne unbeweisbar, dass niemand in die Zeit des Urknalls zurückreisen und Aufzeichnungen machen kann. Seinen Wert gewinnt ein solches Modell aus der Fähigkeit, eine Fülle von Fakten zu ordnen und verstehbar zu machen.

Nicht die Unbeweisbarkeit ist der Knackpunkt bei historischen was-wäre-wenn-Szenarios, sondern die Frage, was man eigentlich an zusätzlichen Annahmen und Hintergrundwissen hineinsteckt, um einen bestimmten Ablauf spekulativ zu rekonstruieren. Hier wird bei Schlussfolgerungen zur Bedeutung der Varusschlacht oft sehr naiv vorgegangen, und es lässt sich folgende Gegenthese aufstellen: Varus hätte seine Schicksalsschlacht gewonnen und es wäre langfristig trotzdem beim bekannten Ergebnis geblieben. Das betrifft nicht die Jahre und Jahrzehnte unmittelbar nach dem Kampf, hier hätten sich mit der Errichtung einer rechtsrheinischen römischen Provinz gewiss Veränderungen ergeben. Aber die großen Leitlinien der Geschichte wären keineswegs mit Sicherheit verändert worden: Die Völkerwanderung, die Aufteilung des Römischen Reiches in eine Ost- und eine Westhälfte, das Erlöschen des westlichen Kaisertums im fünften Jahrhundert und der Fortbestand des

östlichen Reichsteils als (von uns so genanntes) „Byzantinisches Reich“ – all das hätte später seinen Gang nehmen können, völlig unbeeindruckt vom triumphalen Sieg des Varus über Arminius.

Man muss sich zunächst die grundlegende Perspektive vor Augen führen: Mehr als ein Jahrtausend lang, von der Invasion der Cimbern und Teutonen im zweiten Jahrhundert vor Christus bis zur Wikingerzeit, war die germanische Welt in Bewegung und hat immer wieder Druck auf südlichere, zivilisiertere und vor allem wohlhabendere Gegenden ausgeübt. Die Kämpfe am Beginn des ersten nachchristlichen Jahrhunderts sind da nur eine Episode unter vielen.

Doch nehmen wir an, Varus hätte gesiegt und dauerhaft eine neue Provinz zwischen Rhein und Elbe eingerichtet – woher kommt denn die Gewissheit, dass es dann keine weiteren germanischen Aufstände gegeben hätte? Ziemlich genau 60 Jahre nach dem Teutoburger Wald, im August 69, brach im Gebiet der Rheinmündung der Bataveraufstand los, der eine ähnliche Bedrohung für die römische Germaniengrenze darstellte wie zwei Menschenalter zuvor der Aufstand des Arminius. Iulius Civilis war einerseits ein batavischer Fürst, andererseits als Präfekt ein hochrangiger römischer Offizier (die Analoge zu Arminius ist offenkundig). Das hinderte ihn aber nicht daran, die von ihm geführten batavischen Hilfstruppen in den Bürgerkriegsunruhen nach Neros Tod in einen Aufstand zu führen. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Bataver schon seit Jahrzehnten ein enges Verhältnis zu Rom gehabt und waren, im Gegensatz zu etlichen anderen Stämmen, durch Steuerfreiheit privilegiert. Dies zeigt, dass Befriedung oder Romanisierung keine unumkehrbaren Fakten darstellten; nach weiteren solcher Vorfälle hätten die Römer mittelfristig trotz Varus' Sieg beschließen können, dass das Gebiet den Aufwand der Besetzung einfach nicht lohnte. Ebenso hätte sich die Überlegung durchsetzen können, dass der Rhein als Verteidigungslinie viel besser geeignet war als die Elbe.

Das Schicksal der Provinz Dakien bietet einen analogen Fall: Anfang des zweiten Jahrhunderts wurde das Königreich der Daker zerschlagen und in eine römische Provinz umgewandelt. Es handelt sich um das Land zwischen der Donau und dem Karpatenbogen, also große Teile des heutigen Rumänien. Im dritten Jahrhundert wur-

de das Territorium wieder aufgegeben, die Grenze wurde unter dem Vorstoß der Goten auf die leichter zu verteidigende Donaulinie zurückverlegt. Im sechsten Jahrhundert unter Justinian gab es eine Rückeroberung von einigen Teilen, die im siebenten Jahrhundert unter dem Ansturm von Slawen und Awaren endgültig verloren gingen. Ein solches Hin und Her hätte einem römischen Territorium zwischen Rhein und Elbe ebenfalls widerfahren können, ohne dass sich der grundlegende Verlauf der Geschichte geändert hätte. Insbesondere siedelten die Völkerschaften, die heute als „Elbgermanen“ zusammengefasst werden, *beiderseits* des Flusses – eine römische Grenzziehung entlang des Flusslaufes hätte das Gebiet mitten durchschnitten, permanenter Ärger wäre programmiert gewesen. Allein deshalb hätte man nach einiger Zeit beschließen können, dass der Rhein als Grenzfluss doch die bessere Wahl war.

Und selbst wenn das nicht eingetreten wäre und das Gebiet langfristig römisch geblieben wäre, so hätte dies nur einen kleinen Teil der germanischen Siedlungsgebiete insgesamt betroffen. Die Gruppen etwa, die später als Franken und Sachsen Ärger machten, wären wohl romanisiert und dauerhaft befriedet worden. Aber auch bei einem Grenzverlauf an der Elbe wären viele Stämme, die später in der Völkerwanderungszeit als Invasoren auftraten, *außerhalb* des römischen Gebietes geblieben: die Angeln im heutigen Norddeutschland; noch weiter nördlich die Jüten; östlich der Elbe Sueben und Langobarden; noch weiter östlich, im heutigen Polen, die Goten und Vandalen.

Und hätten die Römer erst einmal strategische Interessen im Elberaum gehabt, so wären Jütland und der Ostseeraum ohnehin über kurz oder lang in den direkten Dunstkreis des Imperiums gekommen, und die Begehrlichkeiten der dortigen Völker wären vielleicht einfach viel früher erwacht. Vollends irrelevant war die Grenzziehung an Rhein versus Elbe schließlich für die nichtgermanischen Völker der Völkerwanderungszeit wie etwa Hunnen und Slawen. Publius Quinctilius Varus ist schuld am Untergang von drei Legionen, aber schuld am Untergang des Römischen Reiches ist er sicher nicht.

Literatur

Ich werde an dieser Stelle gar nicht erst versuchen, die Flut der aktuellen Varus-Publikationen zu bändigen. Das Heft Januar/Februar 2009 der Zeitschrift *Archäologie in Deutschland* bietet neben dem erwähnten Beitrag über Bleiverarbeitung im Soester Raum auch Artikel über die Varusschlacht und das römische Schlachtfeld im Westharz. An Hintergrundliteratur zu Strategie, Grenzsicherung und Außenpolitik der Römer sind folgende Stellen empfehlenswert, auch wenn sie zum Teil keinen direkten Bezug zu Germanien haben:

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (2005) *Imperium Romanum: Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau*, Esslingen am Neckar.

Champion C.B. (2004) *Roman Imperialism. Readings and Sources*. Blackwell Publishing, Malden (MA).

Kagan K. (2006) Redefining Roman Grand Strategy. *The Journal of Military History* **70**: 333-362.

Millar F. (1982) Emperors, Frontiers and Foreign Relations, 31 B. C. to A. D. 378. *Britannia* **13**: 1-23.

Rabold B., Schallmayer E. und Thiel A. (2000) *Der Limes. Die Deutsche Limes-Straße vom Rhein bis zur Donau*. Theiss, Stuttgart.

Sommer M. (2006) *Der römische Orient. Zwischen Mittelmeer und Tigris*. Theiss, Stuttgart.

Wells P.S. (2005) Creating an Imperial Frontier: Archaeology of the Formation of Rome's Danube Borderland. *Journal of Archaeological Research* **13**: 49-88.

© 2009 Stephan Berry
www.stephan-berry.de